

man die Tänze als Illustration mathematischer Lehrsätze, chemischer Prozesse, anthroposophischer Theorien oder indischer Weisheiten „deuten“. Der Grundfehler ist immer der, daß die Deutung außerkünstlerisch ist, weil sie sich nicht auf die

konkrete Analyse der Komposition, der Form, des geistigen Gehalts und der persönlichen Substanz Mary Wigmans stützt. Es ist unverständlich, daß Mary Wigman dieses Buch zuließ, das den Zugang zu ihren Tänzen nur noch weiter verbaut.

Umschau

Dibelius als Beschwichtigungsapostel

Der Umschau-Beitrag „Die catilinarische Verschwörung in der evangelischen Kirche“ („Der Ring“, 7, 1930), der die Leser des „Ring“ mit dem neuesten Aufsatz Karl Barth's („Quousque tandem...“) bekannt machte, hat einiges Aufsehen erregt und — wie uns berichtet wird — mit dazu beigetragen, daß sich die preußische Generalsynode mit dem Angriff Barth's gegen die heutige Art der Kirchenführung beschäftigte. Wenn der amtliche Bericht der Verhandlungen vorliegt, wird dazu vielleicht noch einiges zu sagen sein. Heute liegt eine andere Veranlassung vor, auf die Angelegenheit zurückzukommen. Am Schluß unseres Berichts über Barth's Aufsatz hatten wir der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß die Problematik der heutigen Kirchenführung von den Beteiligten wenigstens in ihrer ganzen Schwere empfunden werden möchte. Mittlerweile hat ein maßgebender Führer der Kirche, Generalsuperintendent D. Dr. Dibelius, in der Sache Stellung genommen. Im Rahmen eines Berichts über die Generalsynode schreibt er im „Tag“ vom 2. März 1930:

„In diesem Zusammenhang kam es zu einer Auseinandersetzung theologischer Art, die namentlich von der Jugend auf den Tribünen mit großer Spannung verfolgt wurde. Professor Karl Barth, der Begründer der sogenannten dialektischen Theologie und vielleicht der einflußreichste unter den gegenwärtigen akademischen Theologen, hatte unmittelbar vor dem Zusammentritt der Generalsynode einen heftigen Artikel veröffentlicht, in dem er sich gegen die landläufige Art, die Kirche und ihre Arbeit zu beurteilen, verwahrte. Er ist ohne Frage sehr notwendig, dieser rücksichtslose Ernst der Barth'schen Forderung, daß die Kirche sich immer wieder auf das besinnen müsse, was ihr einziger Auftrag sei, nämlich das Evangelium zu verkündigen und nichts weiter. Und immer zeitgemäß ist seine Sorge, daß man in vielerlei äußerer Betriebsamkeit ohne weiteres „Kirche“ sehe und daß die Kirche sich schließlich an die Stelle des Evangeliums setze und sich selber wolle, daß sie sich selber gratuliere zu dem, was sie erreicht habe, und daß sie gesteigerten kirchlichen Einfluß mit dem Siegeszug des Evangeliums verwechsle. Unsere Jugend empfindet das sehr stark. Dostojewskis „Großinquisitor“, der dem Herrn Christus den Laufpaß gibt, weil er die Kirche störe und weil die Kirche es viel besser mache als er, wird von der theologischen Jugend als ein klassisches Stück der Literatur gewertet. Jener Artikel freilich, der gegen Professor D. Schneider, den hochverdienten Herausgeber des kirchlichen Jahrbuches gerichtet war, war in seiner Adresse verfehlt. Hier mußten auch die treuesten Freunde Barth's sagen: „Das war kein Heldentat, Octavio!“ Die Gefahr der Barth'schen Art liegt darin, daß sie von der empirischen Kirche und ihrer organisatorischen Aufgabe viel zu gering denkt. Predigt des Evangeliums ist doch nur möglich, wenn dafür die äußeren Voraussetzungen geschaffen sind. Das aber bedeutet in einem weltanschaulich neutralen Staat ein ganz anderes Maß von Arbeit, es bedeutet eine viel umfassendere Aufgabe als in dem christlichen Staat von ehemals. Es ist bitter nötig, daß das Geschlecht von heute den Wandel der Zeit und den Ernst dieser Aufgabe begreift und mit einer wirklichen Freude an die Arbeit geht. Weithin geschieht es. Und man wird dafür sehr dankbar sein müssen. Die kirchliche Arbeitsfreudigkeit aber darf nicht herabgedrückt werden durch Angriffe, die den Anschein erwecken, als sei diese ganze äußere Arbeit etwas Gleichgültiges und Minderwertiges. Auf einer Arbeit, die sich selbst fortwährend diskreditiert, kann kein Segen ruhen!“

Diese Art zu erwidern entspricht ziemlich genau den von uns im voraus gehegten Befürchtungen. Es ist die alte Schablone: Man beginnt mit einem Kompliment an den Gegner, dessen richtigen Grundgedanken, dessen „rücksichtslosen Ernst“ man lobt um ihm dann zu verstehen zu geben, daß er leider in diesem Falle

völlig vorbeigeschossen hat. So jetzt Dibelius. Er fühlt sich in keiner Weise getroffen. Nur den unschuldigen Professor Schneider hat's erwischt. Ist das wirklich seine Meinung? Glaubt er wirklich, daß nur „die landläufige Art, die Kirche und ihre Arbeit zu beurteilen“, von Barth gemeint war? Hat er nicht erkannt, daß Barth auf die geistige Haltung abzielt, die in dieser Sprache ebenso zum Ausdruck kommt wie überall in der kirchlichen Arbeit? Muß es noch offen ausgesprochen werden (was Barth nur andeutet), daß der Angriff sich gegen den Verfasser des „violetten“, „Fahrbuchs der Kirche“ ebenso richtete wie gegen Schneider, dessen Vorwort zum „Kirchlichen Jahrbuch“ lediglich den Anlaß zum Angriff bildete?

Dibelius wehrt sich dagegen, den ganzen Ernst der Sache anzuerkennen. Sonst könnte er nicht so dazu Stellung nehmen. Wenn er mit gleicher Festigkeit erwidern hätte, so hätte man das verstanden. Aber er bleibt in seiner Sprache, in der verbindlich-unverbindlichen Sprache, die man seit Jahren denen gegenüber sprechen zu können glaubt, die im Gegensatz zu dem offiziellen Optimismus sehen, daß die evangelische Kirche in einer inneren Krise steht (welche Erkenntnis sich nicht auf das Lager Karl Barth's beschränkt). Mit Beschwichtigungsreden wird aber eine Krise weder gelöst noch aus der Welt geschafft.

Dante-Deutung

Die übliche Ausdeutung Dantes ist romantisch-ästhetisch. Die Gedichte der Vita Nuova z. B. werden vom Standpunkt subjektiver Erlebnisse aus gewertet und so genossen, als wären sie Goethesche Erlebnislyrik mit symbolischer Verzierung. Auf diese Weise glaubt man, das „Rein-Poetische“, das „Ewig-Menschliche“, das „eigentlich Künstlerische“ erfaßt zu haben. Der Kunstgelehrte tut noch ein Uebrigcs, indem er die historischen Personen und Verhältnisse der vermuteten Liebesromane zu rekonstruieren versucht. Und die Rätsel der Dichtung scheinen gelöst, wenn man Beatrice als die Idealisierung der unglücklichen Liebe Dantes zur Gattin des Simone dei Bardì psychologisch erklären kann. Die geistigen Probleme der Divina Commedia werden summarisch durch das Lob neutralisiert, Dante habe die Summe der scholastischen Philosophie und die mittelalterliche Weltanschauung (= statisches Weltbild) genial dargestellt.

Diese Deutung ruht auf zwei falschen Annahmen. Sie setzt voraus, daß es eine „reine Dichtung“ gebe, die aus sich selbst erklärt werden könne. Und sie setzt voraus, daß wir in der Lage seien, den wesentlichen Kern und die historische Substanz der Kunst durch „Einfühlung“ zu erfassen und zu erleben. Wie falsch diese allgemein üblichen Prinzipien kunsthistorischer Hermeneutik sind, zeigt die Dante-Deutung von Luigi Balli (Rom)*. Seine Thesen treffen die historische Wirklichkeit und geben weit über die Dichtung hinaus Einblick in die religiöse und politische Situation des Trecento. Seine Erkenntnisse sind schöne Beispiele dafür, daß echte Kunst aus den theologischen, politischen, ethischen und sozialen Substanzen der Zeit genährt ist, daß sie in der konkreten Situation wurzelt und daß sie durch die sogenannte „ästhetische Einfühlung“ einer Person, die in historischer anderer Situation steht, die eine völlig andere Substanz besitzt, nicht richtig erfaßt werden kann.

Die epochemachenden Erkenntnisse Luigi Ballis beziehen sich auf drei Punkte: auf die theologische Lehre in der Divina Commedia, auf die politische Situation der religiösen Sekten im 13. Jahrhundert und auf die Geheimsprache der Dichter der dolce stil nuovo.

* Vgl. „Die Geheimsprache Dantes und der Fedeli d'Amore“. „Europ. Revue“, 1930, Heft 2.